

**Dr. Jürgen P. Rinderspacher**

Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften  
(IfES) der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster/

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP)

**Zeitwohlstand –  
Auf dem Weg zu einem anderen Wohlstand  
der Nation?**

Vortrag

Ringvorlesung Forum offene Wissenschaft

Universität Bielefeld

5.05.2014

## **1. Welcher Wohlstand?**

In letzter Zeit beschwören immer mehr Ökonomen, Werbefachleute und Freizeitforscher das Ende des materialistischen Zeitalters. Die Orientierung auf materielle Werte allein sei aus ökonomischen wie auch aus ökologischen Gründen auch für die hoch entwickelten Länder auf Dauer weder möglich noch wünschenswert. Auch in dem von der Deutschen Post in Auftrag gegebenen „Glücksatlas Deutschland“, der ersten umfassenden empirischen Glücksstudie ist wieder einmal davon die Rede, dass die Aussagekraft des Bruttoinlandsprodukts als einzigem Wohlstandsindikator zunehmend kritisch betrachtet werden müsse. Dazu gehört auch die Besinnung auf nichtökonomische Werte und das Wir-Gefühl selbst bei solchen Autoren, die früher eher zu den Protagonisten des Wachstums gehörten.

In Wahrheit ist das Thema „Kritik der Wohlstandsgesellschaft“ nicht neu. Schon in den 1960er Jahren warnten US-Ökonomen vor einer Hypertrophie der Waren und nicht zuletzt die von der 68er-Bewegung gern zitierte Kritische Theorie eines Theodor W. Adorno, Max Horkheimer oder Hannah Arendts hielten den wachsenden Güterwohlstand der prosperierenden westlichen Industrienationen für schädlich – nicht nur für die Individuen, die nur noch materiellen Werten nachlaufen würden, sondern auch für die Demokratie als Ganzes. Nicht zu vergessen auch die lange kirchliche Tradition der Kritik an zu viel Wohlstand und Genuss, besonders im Puritanismus und Calvinismus, Übereinstimmung aber auch mit den Kirchenvätern in Rom, die schon immer gegen den sündigen Vulgärmaterialismus ihrer eigenen westlichen Welt gepredigt haben.

Spätestens aber seit den Warnungen des „Club of Rome“ in den 1970er Jahren wissen wir, dass der materielle Reichtum nicht für sieben Milliarden Menschen auch nur annähernd das Niveau der entwickelten Länder erreichen kann, ohne die Erde innerhalb relativ kurzer Zeit zu einem unbewohnbaren Planeten zu machen. Ein anderer Begriff von Wohlstand, der sich nicht nur auf materielle Werte bezieht, ist also schon deshalb unvermeidbar. Und lange nach der berühmten Wuppertal-Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ Mitte der 1990er Jahre beschäftigte sich nun auch eine Enquete-

Kommission des Deutschen Bundestages „Wachstum, Wohlstand und Lebensqualität“ mit einem alternativen Wohlstandsmodell.

Doch scheint unser bisheriges Wohlstandsverständnis nicht erst durch die Folgen des ungenierten Wachstums an eine *ökologische Grenze* gekommen zu sein. Darüber hinaus stößt der Massenkonsum an eine *zeitliche Grenze* und produziert damit Widersprüche, die in der Logik der Sache selbst liegen. Denn wie jeder weiß, benötigen materielle Güter Zeit um konsumiert zu werden. Beispielsweise der Wunsch, mit der neuen, viel teureren Kamera endlich die ultimativen Aufnahmen zu machen scheitert oftmals nicht am Können ihres Besitzers, sondern an den Realitäten seines täglichen Zeitbudgets: Balanceakt zwischen Beruf, Kindern und Partnerschaft, der täglichen Pendelei im Regionalexpress, der Facebookerei und den Ansprüchen, am Wochenende nicht nur ein passabler Sportler, sondern auch ein guter Koch sein zu müssen.

Die Erkenntnis, dass Güter mit genügend Zeit zu kombinieren sind, damit sie ökonomisch und funktional, geschweige denn hedonistisch Sinn machen, wurde schon vor Jahrzehnten mit dem Nobelpreis belohnt – allein geholfen hat sie wenig. Die Menge der Konsumgüter, die sich in den Schränken der Westeuropäer befinden, ist bekanntlich viel schneller gewachsen als die Zeit, die man benötigte, um sie alle einigermaßen angemessen zu nutzen.

Angesichts der über Dekaden aus den unterschiedlichsten weltanschaulichen Richtungen geübten Kritik an der Konsum- aber auch der Freizeitgesellschaft stellt sich im Anschluss hieran natürlich die Frage, ob man sich deren Funktionieren überhaupt noch wünschen sollte oder nicht im Gegenteil endlich umsteuern müsste. Aber wie könnte eine Alternative aussehen? Und weiterhin wäre zu fragen, ob der Begriff Wohlstand im traditionellen Sinne überhaupt das –oder: *noch* das beinhaltet, was wir meinen, wenn vom guten Leben oder von mehr Lebensqualität die Rede ist. Wenn wir von „Konsum“ sprechen, meinen wir im Allgemeinen eben jenen Konsum materieller Güter, der uns nun an den Abgrund zu bringen scheint. Tatsächlich leben wir, die meisten von uns jedenfalls, im Wesentlichen in der Welt des Habens, nicht des Seins, wie Erich Fromm mit Blick auf unser eigenes, ganz persönliches Glück aber auch das der Gesellschaft als ganze empfiehlt.

## **2. Hunger, Krankheit und Krieg - die Sehnsucht nach materiellem Wohlstand**

In dieser postmateriellen Weise überhaupt fragen und denken zu können, ist nicht selbstverständlich, sondern das Ergebnis eines langen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungsprozesses der europäischen Moderne. Was wir uns als Kinder der reichen westlichen Industrienationen heute nicht wirklich noch vorstellen können: Hunger, Krankheit, Krieg und viele andere Leiden waren über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende *die* beherrschenden Themen der Menschheit. Zum Beispiel bedeutet im Alten Testament Gottes Segen immer auch ganz handfeste materielle Vorteile genießen zu können, viele Kinder und gesundes Vieh zu besitzen und keinen Hunger zu leiden. Das Mittelalter ist voll von Klagen über die Erde als Jammertal und beseelt von dem Wunsch, aus diesem mit Gottes Hilfe erlöst zu werden, wovon nicht zuletzt die Kirchengesangbücher zeugen. Dann, im 18. Jahrhundert, setzt sich mit der Aufklärung die revolutionäre Idee durch, eine Welt zu schaffen, die all der Not ein Ende bereitet – im Hier und Jetzt und nicht erst im Jenseits.

Noch im 16. Jahrhundert, als Ludwig XIV. von Frankreich propagierte, „dass jeder Franzose jeden Sonntag ein Huhn in den Topf tun könne“, waren solche Vorstellungen absolut singulär. Erst bei den frühen Ökonomen des achtzehnten Jahrhunderts entsteht der Begriff „Wohlstand“, der sich nun nicht mehr nur auf das Wohlergehen einiger erwählter Eliten, sondern auf das ganze Volk bezieht. Nicht zufällig lautete der Titel des Hauptwerks des wichtigsten Ökonomen des achtzehnten Jahrhunderts, Adam Smith, denn auch „Der Wohlstand der Nationen“. Dieses Buch konnte man neben der darin enthaltenen Behandlung grundsätzlicher Fragen der ökonomischen Theorie und der Moral auch als Handlungsanleitung zur Verbesserung der Versorgungslage der breiten Schichten lesen. Kernpunkte waren die Förderung der Industrieproduktion und des freien Warenaustauschs. Auf diese Weise ließ sich, so die Hoffnung, die Menge der Güter vermehren und damit der Wohlstand steigern, ohne, wie damals noch Gang und Gäbe, andere Völker oder gar einzelne Personen berauben zu müssen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts sticht dann der anti-bürgerliche Ökonom Karl Marx als Protagonist einer gegenüber dem herrschenden und von Smith propagierten Kapitalismus alternativen, das heißt kommunistischen Wohlstandsgesellschaft mit seiner Theorie besonders hervor. Sie steht nicht weniger als die kapitalistische Theorie für Güterreichtum, allerdings mit der Betonung auf seine gerechte Verteilung, aber auch für Gleichheit und (die sozialistische Form der) Freiheit. Und schließlich war – Sprung ins 20. Jahrhundert – materieller Wohlstand und wie man ihn am Besten vermehren könne wieder zentrales Thema etwa in der jungen Bundesrepublik Deutschland, repräsentiert durch ihren legendären Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt. Nicht weniger zielte der parallel dazu real existierende DDR-Sozialismus auf materielle Besserstellung und behauptete sogar lange Zeit von sich, diesbezüglich zumindest auf mittlere Sicht „den Westen überholen“ zu können.

### **3. Zeit wiedergewinnen: Der lange Weg zu einem anderen Wohlstand**

Auf eine stark vereinfachende Formel gebracht lässt sich sagen: Während die Menschen in vergangenen Epochen, zurückgedacht bis ins Mittelalter und weit dahinter, über relativ viel Zeit und wenig Güter verfügten – häufig sogar das Problem hatten, die Langeweile totzuschlagen, etwa in der Landwirtschaft während der Wintermonate – hat sich dieser Befund im Verlauf der Industrialisierung und bis heute in sein Gegenteil verkehrt: Die Menschen verfügen in der modernen Gesellschaft über wenig Zeit und dafür im Durchschnitt über eine historisch einmalige Gütermenge; Fragen nach der gerechten Verteilung dieser Güter lassen wir hier der Einfachheit einmal außen vor.

Die enorm gesteigerte Produktivität der Industrieanlagen, die seinerzeit schon Adam Smith propagierte hatte und die nun Wirklichkeit geworden war, führte bekanntlich zu einem beispiellosen Wirtschaftswachstum und dies wiederum war die Grundlage für den rasanten sozialen Fortschritt, der über eine Zeitspanne von ein bis zwei Jahrhunderten am Ende tatsächlich für breite Bevölkerungsschichten beides gebracht hat: Einen Zuwachs an

verfügbaren Gütern *und* einen Zuwachs an frei verfügbarer Zeit für (fast) alle.

Ökonomisch betrachtet ist die so für die freie Verfügung der arbeitenden Menschen gewonnene Zeit eine Art Produkt. Aber wie kann es sein, dass Zeit – etwas gänzlich Immaterielles – „produziert“ wird, ähnlich wie Stühle oder Hemden? Güter bzw. Wohlstand entstehen unter kapitalistisch-industriellen Bedingungen, so bereits die alten Theorien über den Wohlstand der Nation, ja nicht mehr hauptsächlich einfach durch die Gaben der Natur, etwa durch das natürliche Wachstum der Ähren auf den Feldern, sondern sie sind das Produkt menschlichen Fleißes, sie entstehen eben durch nichts außer Arbeit. Auch individuell und kollektiv verfügbare Zeit – das heißt: Nicht-Arbeitszeit – wird nun unter den Bedingungen der Industriegesellschaft „hergestellt“, muss durch Arbeit bzw. industrielle Produktion erst emphatisch „ermöglicht“ werden.

Das lässt sich so erklären: Seit Mitte des 19ten Jahrhunderts wurde wie man weiß in Industrie und Landwirtschaft durch Arbeitstage von zwölf oder gar sechzehn Stunden praktisch alle Lebenszeit der arbeitsfähigen Bevölkerung zur potentiellen Arbeitszeit gemacht. Es reichte bekanntlich oft nicht einmal für die notwendigen Zeiten zum Schlafen, Essen, Hygiene geschweige denn zur Kinderziehung. Indem sich die arbeitenden Menschen gegen diese Zustände wehrten und für erträglich lange Arbeitszeiten kämpften, konnte diese Totalökonomisierung der Lebenszeit schrittweise zurückgedreht werden. Diesem Zustand der Hegemonie der Erwerbsarbeit wieder Zeiten für eine menschenwürdige Existenz und wo möglich noch mehr auch Zeiten der Muße und Lebensfreude abzurufen, das ähnelt der Renaturierung einer Landschaft, die vorher ausschließlich landwirtschaftliche Nutzfläche war: Dazu muss man Teile dieser Fläche, die man zuvor produktiv genutzt hatte, um Rüben oder Raps anzubauen, dieser speziellen Nutzung wieder entziehen. Entweder um hier die Natur frei wuchern zu lassen oder um eine hübsche, renaturierte Landschaft künstlich anzulegen. In jedem Fall ist die zuvor genutzte Fläche als wirtschaftliches Areal nicht mehr verfügbar. Im letzten Fall der Renaturierung muss man zusätzlich einen Arbeitsaufwand betreiben, um die Fläche als quasi natürliches Areal wieder artifiziell herzurichten.

All das kann man sich jedoch nur leisten, wenn die übriggebliebene Fläche so viel Ertrag bringt, dass sie ausreicht, ihren Eigentümer zu ernähren. Im Ergebnis steht dann eine viel effizienter genutzte, zwar verkleinerte aber immer noch ausreichend große Fläche einer der wirtschaftlichen Nutzung entzogenen kleinen Fläche gegenüber. Letztere bildet jetzt ein räumliches Areal, in dem man lustwandeln und die Schönheiten eines nun zwar artifiziellen, aber immerhin wiedererwachten Naturraumes genießen kann.

Ähnlich hat man sich die Entstehung von Zeitwohlstand aus der Verkleinerung des zeitlichen Areals der an Erwerbsarbeit gebundenen Zeit zugunsten eines andersartigen Areals der frei verfügbaren Zeit vorzustellen.

Das Problem dabei ist: Aus ökonomischer Sicht hat damit, übertragen auf die Zeit, dieses ursprünglich frei verfügbare Naturgut Zeit – als jedem Menschen von Geburt an mitgegebene, ökonomisch unbewertete Lebenszeit - gleichsam seine paradiesische Unschuld verloren. Es wird deshalb innerhalb einer von ökonomischen Kalkülen durch und durch geprägten Gesellschaft unentrinnbar zur *ökonomisch bewerteten Zeit*, jedenfalls so lange man sich nicht als Eremit oder anderswie aus dieser Gesellschaft ausschließen möchte. Sie ist ökonomische Zeit als eine der ökonomischen Verwendung abgerungene Zeit – siehe das renaturierte Ackerland. Der Wert dieser Zeit entspricht dem entgangenen Nutzen, den man hätte realisieren können, wenn man auf die Stilllegung verzichtet hätte. Die Ökonomen denken hier also in Kategorien des entgangenen Nutzens: Sie rechnen in so genannten Opportunitätskostenkalkülen, indem sie den ausgefallenen Nutzen bewerten, den eine Verwendung des Ackerlandes oder in Bezug auf den Zeitwohlstand: eine Verwendung der möglicherweise nutzbringenden Zeit hätte erbringen können. Auch individuell verfügbare „Freizeit“ kann dann nicht mehr länger unbewertet bleiben.

Man könnte nun auf die Idee kommen, sich um all diese Dinge nicht zu scheren und einfach seine persönlichen Maßstäbe an die eigene Zeitverwendung anzulegen. Jedoch zeigt sich schnell, dass wir – zumindest als Menschen, die mitten im Leben stehen – ebenso wenig wie wir Geldangelegenheiten einfach ignorieren können, wir uns auch in Bezug auf Zeitangelegenheiten im gewissen Umfang bestimmten

Vorgaben unterwerfen müssen. Jedenfalls sofern wir in unser näheres soziales und allgemein gesellschaftliches Umfeld integriert bleiben wollen.

#### **4. Attraktive Zeit-Angebote: Feierabend, Wochenende und Urlaub**

Zeitwohlstand ist keineswegs nebulös, sondern nimmt, ähnlich wie der Güterwohlstand, konkrete Gestalt an. Immerhin erhält man für diese Konzession, die ökonomischen Spielregeln zu akzeptieren, im Gegenzug die Chance, einige recht attraktive Zeitwohlstands-Produkte zu konsumieren. Als gesellschaftlich wahrnehmbare Gestalten von Zeitwohlstand sind verschiedene Zeitinstitutionen entstanden, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg: Ein *arbeitsfreies Wochenende*, ein ausgiebiger *Erholungsurlaub*, der *regelmäßige Feierabend* ebenso wie *geregelte Pausen* während der Arbeit und, was die Lebensarbeitszeit betrifft, das Recht auf einen *alternsgerechten Ruhestand*. Das wurde wie gesagt möglich, indem man den arbeitenden Menschen über Jahrzehnte in kleinen Schritten die jeweils anfallenden Früchte des enormen Wirtschafts- und Produktivitätswachstums außer in Lohn vermehrt in Zeit – das heißt Verkürzungen der Tages- Wochen- Jahres- und Lebensarbeitszeit auszahlte. Als Früchte der Arbeit ausgezahlt wurde den Beschäftigten bei genauer Betrachtung „Nicht-Arbeitszeit“ – so konnten sie früher nach Hause gehen, konnten verreisen oder schon am Samstag, nicht erst am Sonntag, viel Zeit mit der Familie verbringen.

Zeitwohlstand und die damit ermöglichte bessere Verfügung über die eigene Zeit beschränkt sich wie man an dem Sinn solcher Zeitinstitutionen sieht, also nicht darauf, rein quantitativ über mehr Zeit zu verfügen. Daher sind Arbeitszeitverkürzungen nur die eine Seite. Auf der anderen Seite geht es, wofür vor allem die Zeitinstitution Freies Wochenende und zum Teil auch der Feierabend steht, um mehr *gemeinsame Zeit* – also darum, über ein zeitliches Areal zu verfügen, innerhalb dessen regelmäßig und verlässlich Gemeinschaft mit den Menschen gelebt werden kann, die einem irgendwie nahe stehen.

## 5. Zeitwohlstand, Zeitluxus, Zeitarmut

Vielleicht haben wir auf lange Sicht betrachtet das Zeitalter eines relativ hohen Zeitwohlstands auch schon hinter uns. Darauf könnte man jedenfalls kommen, wenn man an die gegenwärtigen Wirtschaftskrisen denkt, die die Voraussetzungen für mehr Zeitwohlstand bzw. für ein ausgewogenes Verhältnis von Güter- und Zeitwohlstand verschlechtern. Die immer wieder aufflammenden Diskussionen um das arbeitsfreie Wochenende, das von Industrie, Dienstleistern und Einzelhandel als Arbeitszeit für die Herstellung von Mikrochips oder für die Öffnung der Einzelhandelsgeschäfte beansprucht wird, zeigt, dass die hoch entwickelten Gesellschaften im Prinzip alle verfügbaren produktiven Ressourcen rund um die Uhr für ihre Geschäfte nutzen möchten, um möglichst hohe Gewinne zu erwirtschaften.

So gesehen stellt das *Sonntagsarbeitsverbot* und die Tarifverträge, die auch die *Samstagsarbeit* durch hohe Überstundenzuschläge für die Unternehmen noch immer relativ teuer machen, rein ökonomisch betrachtet auf den ersten Blick tatsächlich einen gewissen *wirtschaftlichen Luxus* dar, den sich eine Gesellschaft erst einmal leisten können muss. In der Agrargesellschaft war das einfacher, weil pro Stunde oder Arbeitstag wegen der viel geringer entwickelten Produktivkräfte einfach nicht so viel produziert werden konnte. Weil also Maschinen und Arbeitsorganisation noch nicht so weit entwickelt waren, war der „Schaden“ einer regelmäßigen Unterbrechung der Produktion durch ein bzw. zwei Tage in der Woche bei weitem nicht so hoch wie heute. So steigt also mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit einer Gesellschaft der Druck noch weiter, jede verfügbare Zeiteinheit für produktive Zwecke auszunutzen. Eigentlich ist das paradox: Eine besonders reiche und wirtschaftlich effiziente Gesellschaft kann es sich – jedenfalls wenn man die Kriterien der vorherrschenden Ökonomie anlegt – scheinbar nicht mehr leisten, die teuren Industrieanlagen an ein oder zwei Tagen in der Woche abzuschalten, um statt weitere Güter zu produzieren, kollektiven Zeitwohlstand zu genießen. Dennoch leisten wir uns diesen – scheinbaren – Luxus einmal in der Woche.

Man kann sich dieses Paradox dadurch erklären, dass wie gesagt die Zeit, indem sie durch den Produktivitätsfortschritt immer wertvoller wird, im ökonomischen Sinne zugleich knapper wird und dass deshalb die Menschen danach streben, wie St. B. Linder schon in den 1970er Jahren gezeigt hat, mit ihrer mühevoll herausgewirtschafteten Zeit etwas möglichst sinnvolles anzufangen: Jede Minute ist kostbar und soll einen irgendwie gearteten Nutzen bzw. einen bewusst arrangierten Genuss bringen; einfach aus dem Fenster auf die Straße zu blicken oder wie dereinst Oma und Opa auf der Bank vor der Haustür zu sitzen und seinen Gedanken nachgehen, gilt als „inferior“, das heißt als eine etwas minderwertige Tätigkeit. Es sei denn, man verbringt seine Zeit auf diese Weise im Rahmen eines kostspieligen Urlaubs in irgendeiner exotischen Region dieser Welt. Tatsächlich haben sich die Möglichkeiten, etwas mit seiner Zeit anzufangen, in für frühere Generationen unvorstellbarer Weise vermehrt.

Eine regelmäßige kollektive Wochenzäsur ist kein Luxus wenn wir unter gutem Leben verstehen

- maßvollen und ökologisch vertretbaren *Güterkonsum*
- die Möglichkeit eines angemessenen Niveaus an Zeitkonsum in Form von *Nicht-Arbeit*
- ein hohes Maß an *Selbstbestimmung über die eigene Zeit*
- und *gemeinsame Zeit* mit Familie und Freunden

Eine zeit-institutionelle Rahmung dieser Ziele durch eine *kollektive Wochenzäsur* ist für deren Realisierung eine große Unterstützung.

Wir brauchen also solche Zeitstrukturen, die uns zu mehr verhelfen, als uns nach der Arbeit zu regenerieren, um arbeitsfähig zu bleiben. Sie müssen uns aus der Treitmühle des Alltags herausführen und *darüber hinaus* regelmäßig die Chance zu Lebenskultur und psychophysischem Wohlbefinden, ja zu Glückserfahrungen eröffnen und mehr noch: Sie müssen dies nicht nur passiv ermöglichen, sondern uns hierzu provozieren, etwa wenn das freie Wochenende regelmäßig die Frage an uns stellt, wie wir es denn diesmal wieder zu unserer Zufriedenheit verbringen könnten. Darum sind solche

Zeitstrukturen die Gemeinsamkeit fördern in einer hoch entwickelten Gesellschaft, die sich gerne auch als Kulturgesellschaft bezeichnet, kein Luxus, auch oder gerade wenn sie mehr als das notwendige an persönlicher Zeit zum *Überleben* bieten. Vielmehr sind sie Reflex auf den soziokulturellen Entwicklungsstand einer Gesellschaft.

Ein solcher Maßstab ist in anderen Politikfeldern als der Zeitpolitik Gang und Gäbe, wie etwa ein Blick auf die Sozialpolitik und die dort gebräuchliche Definition von Armut zeigt. Sie bezeichnet dort längst nicht mehr das materielle Existenzminimum eines Menschen, sondern vergleicht die Einkommenssituation derer, die verhältnismäßig wenig haben, mit der derjenigen Personen, die als Durchschnittsverdiener oder gar als reich gelten. Man erfährt dann, um wie viel eine als arm geltende Person unter dem Durchschnittseinkommen der Bevölkerung liegt. Seit einiger Zeit werden weitere Kriterien zur Beurteilung der sozialen Lage hinzugezogen, wie etwa kulturelles und soziales Kapital sowie der Grad der Inklusion einer Person in die Gesellschaft.

Analog hierzu hätte man sich bei der Beurteilung des Zeitwohlstands einer Person, auch wenn dieser eine immaterielle Größe darstellt und weniger eindeutig festzustellen ist als etwas das Geldeinkommen, ebenfalls nicht lediglich am Existenzminimum einer Person zu orientieren.

Neben der materiellen kann es offensichtlich also auch *zeitliche Armut* geben: In der Praxis sind das beispielsweise prekär Beschäftigte mit niedrigem Einkommen und dadurch bedingten vielen Überstunden. Das sind Menschen, die oft zu ungünstigen Arbeitszeiten und zum Teil in mehreren Jobs beschäftigt sind, die kilometerweit auseinander liegen, und damit kaum über die Runden kommen. Zeitarmut ist aber auch ein Thema der Gutverdienenden, Schönen und Reichen: Sie meinen, sie müssen rund um die Uhr bereit stehen, ihr Geschäfte zu managen, teils um Geld zu verdienen, teils weil sie als Workaholics auf der Überholspur leben und vermeintlicher zeitlicher Leerlauf durch Nichtstun ihnen als reine Verschwendung ihrer Lebenszeit erscheint. Als Manager oder Selbstständige sind sie vor allem aber Getriebene der Marktmechanismen, innerhalb derer sie agieren und reagieren müssen und die ihnen den Zeittakt, in dem sie handeln, mehr oder weniger unabweisbar aufzwingen.

Die zeitpolitischen Konsequenzen sind natürlich vollkommen unterschiedlich: Während für die eine Gruppe vor allem arbeits- und sozialpolitische Maßnahmen nötig sind, um solche zeitlichen Ungleichheiten (und damit ein Gefälle im Wohlstandsniveau der Person insgesamt) auszugleichen, setzt die Beseitigung der Zeitarmut der Privilegierten ein Umsteuern in deren Köpfen voraus; sie müssen ihre Werthaltungen und Lebensziele überdenken und Instrumente entwickeln, um die Wucht der Markanforderungen, die ihr Leben diktieren, abzufedern. Zugegebenermaßen eine Herkulesaufgabe.

Eine weitere zeitpolitische Konsequenz wäre, die Entwicklung eines Konzepts zeitlicher Armut voranzutreiben und auf dieser Basis mittelfristig ein Berichtswesen über die zeitliche Situation der Menschen in Deutschland voranzutreiben. Beispielsweise, indem man alle drei Jahre einen „Bericht zur zeitlichen Lage der Nation“ erstellt.

## **6. Vier Komponenten von Zeitwohlstand**

Zeitwohlstand hat viele Facetten, findet sozusagen in unterschiedlicher Art und Weise statt. Man kann vier Komponenten von Zeitwohlstand unterscheiden: Wie vorhin gesagt beinhaltet Zeitwohlstand erstens rein quantitativ über *genügend Zeit* zu verfügen und zweitens bei Bedarf ausreichend *gemeinsame Zeit* miteinander verbringen zu können, mit Unterstützung kollektiver Zeitinstitutionen wie dem Freien Wochenende. Zeitwohlstand meint darüber hinaus drittens aber auch, in möglichst hohem Ausmaß *selbstbestimmte Zeit* realisieren zu können, das heißt die Verwendung der eigenen Zeit weitgehend selbst zu kontrollieren, zu beeinflussen, zu steuern. Als vierte Komponente wäre eine möglichst *entdichtete Zeit* zu nennen.

Ich will das noch kurz erläutern. Die forcierte Individualisierung der Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten hat den Blick der Menschen immer stärker auf ihre persönlichen Freiheiten gelenkt und damit auf die *Selbstbestimmung über ihre Zeit*. Ebenso wie man selbst über den Kauf von Gütern und Leistungen entscheiden möchte, soll auch die Zeitgestaltung im Alltag möglichst weitgehend den wechselnden eigenen Interessen folgen. Das reicht von der Gestaltung der täglichen und wöchentlichen Work-Life-Balance bis hin zu einer weithin selbst gestalteten Erwerbsbiografie, die Kinderzeiten, Zeiten für die Pflege der Eltern oder einfach Auszeiten für größere Reisen

und um mal wieder zu sich selbst zu kommen, enthält. Wir sprechen hier also von praktizierter Zeitsouveränität, die in den vergangenen Dekaden viele kreative Konzepte zeitlicher Selbstbestimmung eingegangen ist: „Optionszeiten“ oder „zeitliche Ziehungsrechte“ waren und sind ja von Beginn an nicht nur große Themen unserer Gesellschaft für Zeitpolitik gewesen, sondern finden sich nun auch an prominenter Stelle im neuesten, Achten Familienbericht der Deutschen Bundesregierung.

Solche zeitlichen Freiheiten mussten einem überwiegend starren Arbeitszeitregime, das bis in die 1990 Jahre noch vorherrschte, jedoch erst allmählich abgerungen werden. Die Verfügung über Zeit gegenüber den Ansprüchen aus der Arbeitswelt ist eine Form von Freiheit und damit zugleich ein wichtiges Element einer freiheitlichen Gesellschaft. Nicht zufällig ist in diesem Zusammenhang von „Souveränität“ die Rede, denn das Postulat, dass jeder/jede Herr/Frau seiner/ihrer Zeit sein soll, hat ja eine hochgradig ordnungspolitische Implikation: Sie meint wörtlich genommen, dass ähnlich wie in der freiheitlichen politischen Grundordnung der Souverän, das heißt letztendlicher Entscheider, das Volk ist, so auch in der *zeitlichen* Grundordnung moderner Gesellschaften das Individuum, um dessen (Lebens-) Zeit es ja letztlich geht.

Zugespitzt könnte man auch von einem *Recht auf eigene Zeit* sprechen. Zeitsouveränität oder das Recht auf eigene Zeit begründet sich nicht aus ökonomischer Funktionalität, sondern letztlich aus dem Postulat der Freiheit als übergeordnetem Wert, als Selbstzweck, der unverhandelbar ist. Ähnlich wie in islamischen Ländern der Ramadan nicht verhandelbar ist und dessen Achtung im praktischen Leben höher gewichtet wird als etwa die finanziellen Einbußen, die dadurch gelegentlich durch Ausfälle im Tourismus Nordafrikas und anderer islamischer Länder entstehen, so eben auch das Postulat der Souveränität in Bezug auf den Umgang mit der eigenen Zeit. Und dementsprechend kann man den Wert von Zeitsouveränität als eine der Komponenten von Zeitwohlstand nicht etwa funktional daraus begründen, dass mehr zeitliche Freiheit den Beschäftigten gut tue und sie dadurch am Ende besser arbeiten könnten. Das schließt sich nicht aus und ist in der Praxis zumeist auch der Fall. Es wäre unter diesem Gesichtspunkt jedoch nichts weiter als eine Art von Zeit-Investition in die Arbeitskraft, nicht jedoch *Zeit-Konsum* und daher in letzter

Konsequenz auch keine Form von (Zeit-)Wohlstand. Denn Zeitwohlstand bedeutet in letzter Konsequenz den Primat der Zeit-Bedürfnisse der Menschen gegenüber den Ansprüchen der Ökonomie.

Am Beispiel eines Freiberuflers lässt sich, was hier mit Wohlstand gemeint ist, noch einmal verdeutlichen: Nicht selten ziehen Entscheidungen für eine bestimmte zeitliche Option, zum Beispiel am Wochenende zugunsten der Familie *nicht* zu arbeiten oder ein paar Tage für eine Kurzreise frei zu nehmen, wirtschaftliche Nachteile nach sich, etwa weil die Erwartungen von Kunden dann nicht ganz erfüllt werden können oder weil solche Auszeiten mit Gewinneinbußen bzw. Einkommensverlusten verbunden sind. In unserem Beispiel handelt es sich klar um eine Option für Zeitwohlstand auf Kosten von Güterwohlstand: Ein Teil der eigenen Lebenszeit wird als Zeit zum Erwerb tabuisiert und die entstehenden Opportunitätskosten – der „Schaden“ oder besser Nicht-Gewinn, den man dadurch hat, dass nicht alle zeitlichen Potentiale zum Erwerb ausgeschöpft wurden – dieser entgangene Nutzen wird als Preis der zeitlichen Freiheit akzeptiert. Anders ausgedrückt: Dadurch, dass man auf das Mehr an materiellem Wohlstand, über das man durch Ausnutzung aller Zeitreserven hätte verfügen können, verzichtet – verzichtet zugunsten des Konsumguts Zeit – gewinnt man Zeitwohlstand.

Ein Leben mit viel Zeitsouveränität setzt naturgemäß andauernde Entscheidungen voraus, wie man seine Zeit optimal verwendet – und was „optimal“ denn eigentlich bedeuten soll, für einen selbst und für andere. Diese gewonnenen Freiheiten der Entscheidung können nicht nur Lust, sondern auch ziemliche Last sein. Vor allem aber sind sie mit viel mehr Verantwortung verbunden als im alten System einer starren Zeitordnung, in der einem in Arbeit und Freizeit von äußeren Instanzen die zu erledigenden Aufgaben sachlich und zeitlich mehr oder weniger genau zugewiesen wurden. Die Chancen, die aus den neuen Freiheiten erwachsen, kann man natürlich auch vertun, ebenso wie man sich mit Kaufentscheidungen ruinieren kann. Damit mehr Zeitwohlstand in einem umfassenden Sinne die Menschen tatsächlich auch glücklicher und freier macht, ist die *Stärkung unserer Zeitkompetenz* als Voraussetzung für die Realisierung von Zeitwohlstand unbedingt mit zu denken. Der „rechte“ Gebrauch zeitlicher Chancen muss schon mit den Kindern eingeübt werden,

damit die neue Flexibilität unserer Arbeits- und Lebenswelt, aber auch die neuen Zwänge, die komplementär daraus entstehen, gemeistert werden können.

Übrigens spricht auch die Arbeitgeberseite gern von Zeitsouveränität und meint damit etwas anderes, ja sogar das Gegenteil von dem, was unter dem Aspekt von Zeitwohlstand intendiert ist. Ihnen geht es um den Einsatz der Arbeitskräfte so, wie er aus betrieblichen Gründen gerade gebraucht wird. Der Einsatz der Arbeitskraft geht dann nur mehr oder weniger zufällig mit den Zeitinteressen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konform. Von Zeitwohlstand im eigentlichen Sinne kann man daher in diesem Zusammenhang nur sprechen, wo – in der Bedeutung von souveränem Entscheiden – die Option Erwerbstätiger auch dort akzeptiert wird, wo sie gegebenenfalls auch einmal *nicht* mit der wirtschaftlichen Vernunft betrieblicher Abläufe einhergeht oder jedenfalls damit nicht völlig deckungsgleich ist.

Viertens bezieht sich Zeitwohlstand auf die Intensität der Tätigkeiten, die wir verrichten; positiv ausgedrückt meint Zeitwohlstand dann eine möglichst *entdichtete Zeit*. So macht es beispielsweise keinen Sinn, Arbeitszeiten zu verkürzen, wenn damit nicht auch die Arbeitsmenge reduziert wird, denn sonst nimmt der Zeitstress *in* der Arbeit zu. Auch ohne Arbeitszeitverkürzung wird die Arbeit bekanntlich ständig rationalisiert und so „die Poren des Arbeitstages“ ständig enger. Wenn Unternehmen, wie oft zu hören ist, sich wegen fallender Renditen von ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern trennen, wird die damit anfallende Arbeit ja nicht weniger – sie wird nur auf weniger Schultern verteilt, auch wenn Vereinfachungen von Arbeitsabläufen und andere Umstrukturierungsmaßnahmen einen Teil der bisherigen Aufgaben überflüssig machen. Zusätzlicher Arbeitsdruck aber heißt: Jeder Handgriff, jede Entscheidung, jeder Satz in der E-Mail muss sitzen. Unkonzentriertheiten oder gar Fehler werden unter solchen Vorzeichen leicht zur Katastrophe, tägliche, wöchentliche oder monatliche Schwankungen der Leistungsfähigkeit, die ganz normal sind, sind dann plötzlich erklärungsbedürftig. Folge: Durch die ständige Angespanntheit auf höchstem Niveau benötigt man länger, um wieder zu sich zu kommen – Zeit, mit der man eigentlich nichts Vernünftiges anfangen kann, außer „abzuhängen“. Die Qualität der gewonnenen Zeit ist dann schlecht, bei materiellen Gütern würde man

sagen: billiger Ramsch, der auf Dauer keine Freude bereitet. Und der sogar gesundheitsschädlich ist, denn zu den größten Belastungen im betrieblichen Alltag gehören inzwischen in sehr hohem Ausmaß solche, die etwas mit der zeitlichen Beschaffenheit der Arbeit zu tun haben. Psychische Erkrankungen gehören heute bekanntlich mit zu den häufigsten Ursachen für Krankschreibungen und Frühverrentungen.

Wenn man so etwas wie ein Ideal oder Optimum von Zeitwohlstand formulieren wollte, könnte man vielleicht sagen: Zeitwohlstand besteht in einem ausgewogenen Verhältnis dieser vier Modi von Zeitwohlstand:

- Rein quantitativ *genügend Zeit* für die eigenen Bedürfnisse zu haben,
- gesellschaftlich über *Zeitinstitutionen kollektiver Arbeitsruhe* zu verfügen, die zu gemeinsamer Zeiten mit anderen Menschen animieren,
- möglichst viel *Selbstbestimmung oder Souveränität* über die eigene Zeit verwirklichen zu können
- und das bei einer *adäquaten Arbeitsdichte*, die die psychophysische Belastung in Grenzen hält, um nicht die Lebenszeit, die mit Arbeit verbracht wird, qualitativ zu entwerten.

## **7. Zeit zum Glück**

Ebenso wie Güter bzw. die Verfügung darüber nicht bereits das Glück sind, sondern nur eine der Voraussetzungen für ein Leben, das man im allgemeinen Verständnis (Eremiten ausgenommen) als ein gutes bezeichnen könnte, bietet auch die Verfügung über Zeit nicht mehr aber auch nicht weniger als eine Chance. Doch ohne diese zweite Dimension von Wohlstand neben dem Güterwohlstand und damit ohne ein neu gedachtes, aber zugleich an den alten Begriff von Wohlstand anschließendes Konzept von Lebensqualität muss das Streben nach dem Guten Leben in den hoch entwickelten Gesellschaften letztlich unerfüllt bleiben. Dabei ist das Denken in Kategorien von Zeitwohlstand nur eine weitere notwendige, aber längst nicht zureichende Bedingung. Dies nicht zuletzt deshalb, weil

ohne die zeitliche Dimension und damit ohne bestimmte Komponenten von Zeitwohlstand Freiheit, aber auch Sicherheit und soziale Inklusion nicht in dem Maße realisiert werden können, wie es nötig wäre, um – einmal ganz schlicht formuliert – ein glückliches Leben zu führen.

Das neue Nachdenken über die Voraussetzungen von Lebensqualität in der Enquete-Kommission des Bundestages ebenso wie der erwähnte Glücksatlas aber auch die populärwissenschaftliche Propagierung eines neuen Wohlstandsverständnisses durch namhafte Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, das die materielle Seite relativiert – all das zeigt immerhin, dass sich etwas bewegt. Zum Glück. Denn Zeitwohlstand kommt nicht von selbst, sondern ist das Ergebnis eines mühevollen und nicht endenden Prozesses der gesellschaftlichen und persönlichen Wiederaneignung der verlorenen Zeit.

### **Literaturhinweis:**

Rinderspacher, Jürgen P. (Hg.): Zeitwohlstand. Ein Konzept für einen anderen Wohlstand der Nation. Berlin 2002